Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim

Herausgeber: Heimverband Schweiz

Band: 67 (1996)

Heft: 7

Artikel: Geistige Behinderung - eine radikale Verunsicherung der Sinnfrage : warum gerade ich? Warum gerade mein Kind?

Autor: Junghardt, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geistige Behinderung – eine radikale Verunsicherung der Sinnfrage

WARUM GERADE ICH? WARUM GERADE MEIN KIND?

Von Werner Junghardt, Heimleiter

Immer, wenn ein geistig behinderter Mensch geboren wird, macht sich zunächst Betroffenheit breit. Die Diagnose «Geistig behindert» trifft alle Beteiligten mitten ins Herz, besonders die Eltern. Für die betroffene Familie entsteht eine aussergewöhnliche Situation. Viele Hoffnungen müssen begraben werden, Einstellungen verändert, Hilfen organisiert werden.

Es ist immer wieder zu erleben, dass Eltern ihr geistig behindertes Kind ablehnen. Es ist immer wieder zu erleben, dass Eltern in Resignation oder Aggression verfallen. Die Frage «Warum gerade ich? Warum gerade mein Kind?» steht mehr oder weniger für jede Mutter, für jeden Vater eines behinderten Kindes. Aufgrund der Schädigung ihres Kindes müssen die Eltern, muss die ganze Familie häufig ihren Stil ändern. Alles muss sich auf das behinderte Kind einstellen. Häufig ist eine soziale Isolation die Folge einer solchen Änderung des Lebensstiles. Über Jahre und Jahrzehnte hinweg ist die Last der anfallenden Arbeit sehr gross. Die ständige Beschäftigung mit dem geschädigten Kind erschöpft die Kräfte der Eltern, führt möglicherweise zu heftigen Ehekrisen und entfremdet Eltern und Geschwister ihrer Umwelt. Wir müssen im Umgang besonders mit Eltern schwerbehinderter Kinder diese Stigmatisation deutlich sehen und damit rechnen. Die Reaktionen der Umwelt sind oft hart und ungerecht. Die Eltern reagieren darauf sensibel und übersensibel. Auch gesellschaftliche Aufklärung und Wandlungen vermögen dieses menschliche Problem nicht völlig aufzulösen. Gesellschaftliche Hilfen sind nötig und gefordert, ohne dass wir dabei übersehen dürfen, dass die menschliche Not, die nur diese Familie betrifft und von ihr ausgehalten werden muss, damit nicht völlig aufgelöst werden kann.

Die Betroffenheit der Eltern, die über Jahre hin auszuhaltenden Belastungen dürfen im Elternkontakt und in der Arbeit mit den Eltern nicht übersehen werden.

In seinem Buch «*Eltern und ihr geistig behindertes Kind. Das Bejahungsproblem*» (Düsseldorf 1975) weist *Paul Sporken* darauf hin, dass der Bejahungsprozess stark von der Umgebung beeinflusst wird. Auf Seite 107 schreibt er: «*Wir müssen dafür Sorge tragen, dass in unserer Gesellschaft eine Mentalität entsteht, die die Eltern geistig behinderter Kinder sie selbst sein lässt und ihr Leid nicht grösser macht, als es schon ist. Unsere Aufgabe ist es, eine Reihe von Unrichtigkeiten… auszuräumen. Dadurch können wir verhindern, dass die Eltern neben den weiss Gott schweren Bejahungsproblemen auch noch das Unverständnis der Umgebung verkraften müssen.*» Sporken bagatellisiert hier also nicht die zu beobachtende erhöhte Sensibilität der Eltern, sondern weist nachdrücklich darauf hin,

> **„Die Reaktionen der Umwelt sind oft hart und ungerecht."**

dass bei dem Problem der Bewältigung und Bejahung eines geistig behinderten Kindes die gesellschaftliche Umwelt eine entscheidende Rolle spielt.

In die Tiefe der persönlichen Betroffenheit steigt *Mary Craig* in ihrem Buch «*Bitterer Segen*» (Leipzig 1985). Auf Seite 102 schreibt sie: «*Ich entdeckte nur für mich, was schon viele andere vor mir entdeckt hatten: Dass das Leiden gewöhnliche Leute aussergewöhnliche Dinge lehren kann.*

Ich glaube nicht, dass jegliches Leiden letztlich absurd oder sinnlos ist. Aber es ist oft schwer, sich immer wieder davon zu überzeugen. Wenn jemand, den wir lieben, im Sterben liegt oder einen schweren Unfall hatte, wenn ein Kind brutal ermordet wird oder an Krebs stirbt, wenn eine tiefe Beziehung zerbricht oder wenn eine Enttäuschung oder ein plötzlicher Umsturz eintritt, kann Verzweiflung um sich greifen. Wir sind dem Elend preisgegeben. Wir schlagen mit den Fäusten in die Luft und stellen jene vergebliche Frage: Warum? Warum, warum, warum? Und in erster Linie, warum MIR? Womit habe ich das verdient? Wenn ich Gott wäre, ich würde nicht erlauben, dass so schreckliche Dinge geschähen. Wie kann es einen Gott der Liebe geben, wenn die Welt voller Leid ist? In diesem Moment ist man voller Hohn und Verachtung. So stellen wir uns selbst zwei entsetzliche Alternativen: Entweder ist Gott gefühllos, ungerecht, ohne Erbarmen, ein Superwesen, das sich am Elend seiner Geschöpfe weidet, oder es gibt keinen Gott, und wir treiben in totaler Absurdität durch das Leben. Es ist eine klassische Situation, in der man nicht gewinnen kann.»

Sporken beschreibt in dem genannten Buch die Phasen des Bejahungsprozesses folgendermassen:

Unwissenheit – Unsicherheit – implizite Leugnung – Entdecken der Wahrheit bzw. die Wahrheitsmitteilung – explizite Leugnung – Auflehnung – mit dem Schicksal verhandeln Gram – Bejahung.

Damit sind die Stationen auf dem Weg zur Bewältigung der Diagnose «Geistig behindert» grob umrissen. Angedeutet wird damit auch, dass es ein Kreuzweg ist, der zur Bewältigung, zur Bejahung führt. Wenn die bohrende Frage nach dem «Warum» langsam überwunden werden kann, ist Lösung sichtbar. Diese Lösung ist immer als Prozess zu verstehen, als ein Weg, der zu beschreiten ist, niemals aber im Sinne einer abschliessenden Antwort oder einer Lösung im mathematischen Sinn. Das Leben selbst ist komplexer und vielgestaltiger, als dass es sich in Rechenaufgaben einfangen liesse. Gegenüber einem so verletzten Leben aber, wie es viele Eltern geistigbehinderter Kinder zeichnet, ist Behutsamkeit angesagt. Diskretion ist hier das «Know how» unserer Begegnung, soll diese gelingen und auf einen gemeinsamen Weg gelangen. Diskretion sollte aber immer eine Seite unserer Normalität sein, was wiederum zeigt, wie sehr auch im Umgang mit Eltern und Betroffenen «Normalisierung» ihren Platz und Wert hat.

Die scheinbare Umkehrung der Sinnfrage und ihre radikale Auslotung

Ich denke zurück an die Beerdigung eines Heimbewohners, ein Mann von sechsunddreissig Jahren, der nur sechs Wochen bei uns gelebt hatte. Paul (Name geändert) hatte einen schweren Genschaden (Morbus Langdon Down) und war sehr schwer behindert. Seine Eltern und besonders seine Mutter hatten in einer Zeit, in der es noch keine organisierten Förderungsmassnahmen für geistig behinderte Kinder gab, rührend für ihn gesorgt. In der kurzen Zeit, in der er bei uns im Heim war, hatten wir ihn aufgrund seiner fröhlichen Lebensart liebgewonnen. Am Grabe standen sein Vater und seine drei Geschwister, alle älter als er. Alle Geschwister hatten eine Hochschulausbildung absolviert und stehen in einem erfolgreichen Leben. Der plötzliche Tod von Paul hatte uns alle sehr erschüttert. Nach der Beerdigung wurden wir Heimangehörigen von der Familie zum Essen in eine Gaststätte eingeladen. Wir waren dort völlig unter uns, und als wir aufbrechen wollten, wurde uns bedeutet, dass der älteste Sohn der Familie noch eine Ansprache halten wolle. Und hier geschah es, was uns so sehr betroffen machte: der älteste Bruder von Paul dankte seinem jüngsten Bruder, der doch zeitlebens eigentlich eine Last für diese Familie gewesen war – jedenfalls von aussen betrachtet. Er dankte ihm für alles, was Paul allen gegeben hat.

Kehrte sich hier die Sinnfrage nicht völlig um? Was war es denn, was dieser schwer geistig behinderte Bruder den anderen, die so erfolgreich im Leben stehen, gegeben hatte? Angesichts dieses Grabes kehrte sich die Sinnfrage scheinbar völlig um – und doch eben nur scheinbar! Tatsächlich wurde sie in ihrer ganzen Tiefe ausgelotet. Das, was nur allzuoft als lebensunwert bezeichnet, erhielt plötzlich Wert. Das, was krank und verstümmelt und kümmerlich war, war plötzlich voller Bedeutung – von einer Bedeutung, die über das Alltägliche, Vordergründige hinausreicht und unserem Leben Tiefe und eben Sinn verleiht. Sinn darin, dass wir über uns hinaus verwiesen werden. Sinn darin, dass wir uns um jemanden kümmern können. Sinn darin, dass wir bei jemandem verweilen können, dessen Lebenssinn wohl darin besteht, zu verweilen und aufmerksam zu machen auf anderes als das, was wir tagtäglich tun. An diesem Grabe wurde uns deutlich, dass wir Menschen alle aufeinander angewiesen sind, dass es etwas gibt, was über uns hinausweist und dass es sinnvoll ist, einander die Last tragen zu helfen. Angesichts dieses Todes wurde deutlich, dass scheinbar unnütze Menschen in uns grosse Kräfte zu wecken vermögen, dass scheinbar sinnloses Leben unserem Leben Sinn zu geben vermag. Vielleicht hat der Bruder nach der Beerdigung von Paul in seiner betroffenen und sehr persönlichen Art zu danken nur das beschrieben, was Mary Craig in ihrem erwähnten Buch so beschreibt: *«Das Leiden ist ziemlich schwierig zu beschreiben. Es setzt gegen unseren Willen ein und bringt unser sorgfältig reguliertes Leben durcheinander. Wir protestieren, stampfen mit den Füssen und schreien nach Wiederherstellung des vorherigen Zustandes. Wenn wir uns selbst dazu bringen können, statt uns zu quälen, das Leid anzunehmen, es mit unserem täglichen Leben zu verbinden, dann werden wir zwar noch in Dunkelheit umhertappen, aber die Dunkelheit kann durch das Versprechen auf Licht durchbrochen werden. Es ist ein Paradoxon, aber eines, das immer und immer wieder durch individuelle Erfahrung ausgetragen wurde: Nur in der Dunkelheit, in der Leere und in der Hoffnungslosigkeit finden wir unser wahres Selbst.»*

Ein Heim: Kontrastgesellschaft. Sinnsuche in einer sinnverdrängenden Zeit

Es ist sicher nicht die Aufgabe eines Heimes für Menschen mit einer schweren Behinderung, Sinn zu schaffen. Aber Sinnsuche fällt einem solchen Haus schon zu. Es kann nicht ausbleiben, dass unsere Heime in gewisser Weise Inseln sind, Kontrastgesellschaft darstellen nicht in einem elitären Sinn, immer aber in einem existentiellen Sinn: heilsam in ihrer Umgebung und für die Hausbewohner zu wirken.

Ich möchte hier ganz eindeutig eine Lanze für unsere Heime brechen, weil ich meine, dass es auch in Zukunft nicht ohne sie gehen wird und dass eine gewisse, allzu scharfe Infragestellung ihrer Existenzberechtigung das Kind mit dem Bade ausschüttet. Heime sind Kontrastgesellschaften, die nicht nur dazu bestimmt sind, zu internieren oder gar zu kasernieren, sondern Leben zu schaffen und zu behüten. Und in dieser behütenden Eigenschaft kontrastieren sie sich gar sehr von einer nur allzuoft erbarmungslosen, harten Leistungsgesellschaft.

Ein Heim ist auch Dienstgemeinschaft und nicht nur Dienstleistung, das seine Angebote qualifiziert verkauft. Auch dies muss bei aller nachdrücklichen Betonung einer klaren Professionalisierung und Profilierung gesagt und als konzeptionelles Element festgehalten werden. *Ein wesenseigener Auftrag eines Heimes ist wohl, in wachsamer Mühe einen Traum Gestalt werden zu lassen, Leben zu ermöglichen in einer oft lebensfeindlichen Umwelt, Sinn zu suchen, wo sinnzerstörende Mechanismen Leben als lebensunwert und sinnlos darstellen.*

Heimat, Familie, Anerkennung, Geborgenheit und Sicherheit sind Schlüsselbegriffe jeder Heimkultur, denen sich jegliche Förderung und Therapie unterzuordnen hat. So wirken unsere Heime gegen diskriminierende und isolierende Tendenzen in Gesellschaft und Gesetzgebung und entwickeln eine verwandelnde, eben heilsame Kraft.

> **„Das Leben selbst ist komplexer und vielgestaltiger, als dass es sich in Rechenaufgaben einfangen liesse."**

Ein Heimleiter erzählte, dass er zu einem Jubiläum eine Festschrift in Auftrag gegeben habe. Daraufhin lebte ein Journalist einige Zeit in der Einrichtung. Zum Erstaunen und dann zur Freude aller förderungsorientierten und therapiefreundlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern trug die Festschrift den scheinbar konservativen Titel: «Behütet und bejaht.» Und nach einigem Nachdenken meinten alle: der Journalist hatte Wesentliches erkannt.

Anschrift des Verfassers:
Werner Junghardt
Wohnheim LAUBIBERG
Munzachstrasse 25 D
4410 Liestal

Zu kaufen gesucht (antiquarisch):

Alther Karl, Geschichte der Schwachsinnigenfürsorge in der Schweiz.

Herausgegeben vom Vorstand der Schweiz. Gesellschaft für Erziehung und Pflege Geistesschwacher, Lieferung 1, Glarus 1923.

Chr. Bärtschi, Steinerstrasse 7, 3006 Bern, Tel. 031/352 32 12